

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 289.

Freitag, 21. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Einem nur, dem dritten Führer, Muri hieß er, einem hämmigen Gensjäger, hatte ein Spitzstein ein Loch in den Schädel geschlagen. Ein Glück noch für die andern, daß er auf der Stelle zusammengebrochen und nicht in den Abgrund gestürzt war und die Drei am Seil mit sich gerissen hatte.

„Ein Glück noch“, wiederholte Erlau und tupfte wieder mit dem Sackuch über die heiße Stirn, „aber die Situation war so schon schrecklich genug. Wir hatten Verbandszeug bei uns, doch nun hieß es den Unglücklichen über die nasse Gneiswand tragen bis zum Sattel, da erst erwachte er aus seiner Ohnmacht, ließ sich ein paar Schluck Kognak einslösen und erklärte fest, jetzt könne er wieder auf den Füßen stehen. Er ging auch eine kleine Weile über den Schnee, dann klapperte er von neuem zusammen und stammelte hirnlose Worte, wir merkten, die Fieberdelirien begannen. Wir hatten entsetzliche Not, ihn weiterzuschleppen — der Höhenrausch war schnell genug verflohen, der Tod klapperte neben uns her. Es war fast Mitternacht, als wir zur Hütte kamen, wo die Sennen den Kranken einlagerten und vorläufig für kalte Kopfschläge sorgten — was sollte man anderes tun, ärztliche Kenntnisse besaßen wir nicht, und unsere kleine Apotheke war nicht für schwere Fälle eingerichtet. Das einzige Medikament, das man so nennen konnte, war ein Fläschchen mit irgendeiner Art Hausmittel bei Fieberanfällen, das ließ ich zurück und stürmte dann wieder davon, weil ich wußte, daß ich im Eggishornhotel den Doktor Balbus vorfinden würde. Körperlich gebrochen und mit zerblasenem Hirn traf ich da im Morgengrauen ein, trommelte den Doktor aus dem Bett, er machte sich auch sofort auf die Beine, fand aber oben in der Hütte den armen Muri schon tot. Erlösung, sagte er, Gehirnhautentzündung wäre sicher noch eingetreten, vielleicht mit dauernden Lähmungen — nun hatte ein Hirnschlag oder Herzschlag, was weiß ich, ein rascheres Ende herbeigeführt.“

Er schwieg, blieb stehen, um seine Stummelpfeife neu zu stopfen, Caplus reichte ihm sein Feuerzeug und sagte nachdenklich: „Ein tragischer Zufall — mußte man nicht auch darauf gefaßt sein?“

Erlau wies auf die Häuser der Wengernalp. „Wir sind da“, sagte er und sprach weiter, während man über den schmalen Wiesenpfad die leichte Höhe erstieg: „Ein tragischer Zufall, gewiß nichts anderes. Ein Vorsprung des Felsens hatte uns vor der Lawine schützen können — aber Muri lag ungedeckt, und gerade der schwerste Stein mußte ihn treffen. Natürlich können Sie fragen: War es nötig, sich Gefahren anzusehen, die man kennen mußte und doch nicht unterschätzen durfte? Ja, da kann ich immer nur wieder sagen, daß selbst die Gefahr ihren Lockreiz hat. Seelischer Vorgang, gut — er ist da —, bei ihm tritt aber auch unsre tiefeingewur-

zelte Liebe zu den Bergen hinzu, vielleicht als stärkere Lockung. Schauen Sie sich einmal um, da steht der Mann mit dem Fernrohr, gucken Sie durch, es sieht anders aus als in Schwabing bei München, und auch eure paar oberbayerischen Bergli schrumpfen zusammen vor der Pracht unsrer Riesen.“

Das kam wieder aus schweizerischem Herzen und Gemüt. Caplus lächelte nicht, er stellte das Fernrohr ein, und da rückte die Schönheit der Jungfrau ganz nahe seinem Auge, er sah die Wasser durch die Bergspalten rinnen und die Schneewirbel zu Tale stürzen, die Genssen springen und die Murmeltiere huschen, die noch nicht an ihren Winterschlaf dachten — und rings um die nächsten Basallen der Jungfrau den weiteren Reigen der Gipfel bis zur breit sich dehnenden Masse der Büttlassen.

Aber es war nicht viel Zeit zu verlieren. Um den Abhang des Galtbachhorns klonn schon die Bergbahn heraus, mit schwerem Atem hielt der Zug vor der Station.

Küsse der Jungfrau.

Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte der Wanderer auf der Pashöhe der Kleinen Scheidegg keine Schutzhütte, geschweige denn ein Gasthaus finden können. Aber seit die Wengernalpbahn dem Betrieb übergeben und dann hierher der Anfang der Jungfrauabahn gelegt worden war, hatte sich zwischen Hotels und Basaren das gleiche weltstädtische Leben entwickelt wie an anderen Luftkurorten der Schweiz. Der öde Scheideggpaß, schon oberhalb der Baumgrenze, war zu einer menschenwimmelnden Touristenstation geworden. Das war nun einmal so: wer Ruhe suchte, mußte tiefer in die Einsamkeit flüchten, aber die Nervosität der Zeit gebahr neue Wünsche. Man ließ dem Alltag und dem Arbeitstisch davon, um in der Wanderlust frische Kräfte zu schöpfen, man fand in ewiger Beweglichkeit wenigstens das Gefühl einer Befreiung von der Schablone. Man sah die Berge von unten, von den Matten ringsum der Wasserscheide, fastgrün mit ihrer Sprengelung von Enzian, Primeln, Glodenblumen, man stand auf einmal zwischen den Gipfeln und brauchte nicht erst zu klettern, man dampfte hinauf, an hochmässigen Kupferleitungen war man in einer Stunde mitten im Gebiet des ewigen Schnees, gefahrlos und so bequem, wie es die geistige Faulheit verlangte. Es war einfach zum Lachen. Da lag die Jungfrau, hochmütig, trohig mit ihrem weißen Gesicht wie immer. Achtzehnhundertfess hatten zwei Schweizer zum erstenmal in ihre saubere Halskrause gegriffen, und dann hub die große Krazesei an. Natürlich, man krazelte heute noch, aber es ging dabei gemüthlicher zu als ehemals. Durch die großen Zeiß-Fernrohre, die überall aufgestellt waren, konnte man für ein paar Rappen die kleinen Menschen auf den Schneefeldern und den Eiswänden beobachten, man

hörte förmlich, wie sie leuchten im Sonnenbrand, und konnte ahnen, was sie daheim erzählen würden von den unermesslichen Schwierigkeiten ihrer Bergbesteigung — auf Zahnstangen und mit elektrischer Kraft bis zum Joch und dann auf genagelten Sohlen noch ein bißchen höher.

Den alten, verwitterten Führern glitt zuweilen ein Schmunzeln über die Ledergesichter. Viele von ihnen kannten noch die alte Zeit — neunzehnhundertzwölf war ja erst die Jungfrauabahn fertig geworden. Aber vorher, da war es immerhin der Mühe wert gewesen, die Nase in die Firnluft zu stecken. In den sechziger Jahren begannen die großen Siege der Bergsteiger. Das unnahbare Schredhorn hatte sich beugen müssen, dem alten Mönch hatte man auf die Rutte geklopft, den Eiger bezwungen und das Silberhorn, und oft genug auch der Jungfrau einen guten Tag gesagt. Heute waren das alles Kleinigkeiten: man stieg in den Personenwagen, und, hast du nicht gesehen, da war man schon oben — gestieft und genagelt.

Selbstverständlich war alle Welt kampffreudig gerüstet. Schneibrille, Edelweiß auf Mütze oder Wetterhütchen, Madenstugen, Eispickel oder wenigstens Stok mit dem Gemsenhorn und Anstichtarten in allen Taschen der Ledenhoppe. Zwischen den modernen Gletscherherren auch wohl ein paar ernsthaftere Steiger, die über den vereisten Grat des Kottalsattels wollten oder über das Obermönchjoch oder nach dem Finsteraarhorn — man erkannte sie schon an ihren schweren Schritten, der Eisarzt und den Steigeisen und der Auswahl der Führer an ihrer Seite. Und die Damen, die Damen! Alte und würdige, vorförmlich mit Plüds, Dedes und Sitztischen belastet, als gehe es in eine Wüstenei und nicht in das höchste Hotel Europas — und junge Welt, viel junge Welt in dem bunten Treiben zwischen Bahnhof und Gasthäusern und dem Stimmenschwirren in zwanzig verschiedenen Sprachen und dem ewigen Menschenwechsel zwischen den eintreffenden Zügen.

Gaylus stand am Wagenfenster und sah auf dem Bahnsteig Jutta, auch sportlich angetan, in langen Norwegern, Schäftstiefeln bis zur halben Wade, einen Stokstok in der Hand. Sie begrüßte den Großvater mit einem Kuß und reichte Gaylus die Hand.

„Tag, Onkel Sixtus“, sagte sie, „hast du keine Schneeschuhe mit?“

„Ist mir nicht anbefohlen worden. Wozu auch?“

„Ich will bis zum Oberen Joch oder zum Kontordiaplax, der Schnee liegt noch fest.“

„Kein Gedanke“, sagte der Großvater, „um diese Zeit ist der Schnee immer schon bis auf die tieferen Gletscher zurückgewichen.“

„Großpapa, ganze Rudel von Stimenischen kommen von oben her und erzählen, es seien prächtige Schneeverhältnisse. Verdirb mir doch nicht den Spaß!“

„Wo kriegt man Stier? Ich kaufe mir welche“, erklärte Gaylus.

„Erst möchte ich einen Happen frühstücken“, gab der Alte zurück, „bloß einen Happen. Auf der Jungfrau legen wir nach. Jutta, wo steht deine Freundin Hede und ihr Herzbegleiter?“

„Die sind schon vorangefahren und erwarten uns auf dem Eigergletscher. Da wollten sie die Polarhunde befestigen und in die Eisgrotte kriechen.“

So war es und wurde zu einem kleinen Erlebnis für Hede und einem nachdenklichen Kapitel im Roman ihrer achtzehn Jahre.

Es ist gewiß, daß Backfische sich über Wesen und Inbegriff der Liebe ähnlich umwegige, versteigene und schwärmerische Gedanken machen wie unfre Jungen in ihren Flegeljahren. In der Tanzstunde — wo sonst? —, und zwar im Tanzkirtel der Frau von Bevern, die den vornehmen Ton aus dem Effeff kannte, hatte ein schlüger Studiosus die springenden Fünflinien im Herzen Hedes zu erster Flamme entfacht. Sie schrieben sich heimliche Briefe, er sorgte nicht mit klebrigen Süßigkeiten in Pappschachteln unter roten Seidenbändern, und sie nähte ihm ein blaues Sofaissen und stückte einen Vogel darauf, der trug in seinem Schnabel das Blümlein Vergifmeinnicht. Das waren die Anfänge ihres

jugendlichen Glückes, und dann hielten noch einmal ein Referendar, der auch Gedichte machte, und ein Reichswehrleutnant mit Sporen und hübschem Schnurrbart flüchtig durch ihr Herzensdasein, sie begann verständlich zu werden, ordnete Zweifelhaftes ansichtbaren Begriffen unter und wurde hellhörig, wenn man sich im Kreise der Freundinnen, um hinter den Zeitströmen nicht zurückzubleiben, über Dinge unterhielt, die man „erotische Fragen“ nannte, weil das wunder wie klang. Es kam indes bald die Zeit, da sie spritzigen Unsinn und aufgeschnapptes Gefasel belächeln konnte, sie wurde grüblerisch, das entsprach auch ihrer Veranlagung, und endlich trat der Augenblick ein, da ein junger, ehrenwerter Mann von gutem Namen und in einer Regierungsstellung ihr schlicht und etwas ängstlich seine Reizung gestand, mit der Schlussfrage, ob sie nicht seine Frau werden wollte — sie möchte sich das ruhig und gründlich überlegen, es habe noch Zeit, weil er zunächst die bevorstehende Beförderung abwarten wollte.

Das war die erste feste, ehrliche Werbung mit Ausblick auf Standesamt, Altar und eigenes Heim, wenn auch nur mit drei Zimmern und Zubehör in dem üblichen Neubau bei erhöhter Klangwirkung durch alle dünnen Wände des Hauses. Es fiel Hede gar nicht ein, den Regierungsassessor Doctor juris Arthur Rinnich schlantweg abzuweisen, dazu war sie zu überlegend: ein armes Mädchen, freilich mit guter Ausstattung, o ja, aber wenig Vermögen, das noch dazu festlag in ewig auf und ab schwankenden Papieren, der Vater schimpfte immer, wenn er die Kurse im Abendblatt las — so ein armes Ding fand doch nicht alle Tage einen Mann, der immerhin sein Auskommen hatte im neuen Staatswesen und langsam die Hühnerleiter emporklettern konnte bis zu einem höheren Posten, vielleicht bis zum Minister — das kam heuer ja oft genug vor, das ging und kam immerfort und einer, der gut rechnen konnte wie Rinnich, wäre sicher ein ausgezeichnete Finanzminister geworden. Natürlich mußte man noch ein Weilchen warten, es schadete nichts, die Hauptsache war, daß ihr auch der Mensch gefiel in seiner zurückhaltenden Bescheidenheit und mit den guten Augen. Ob sie ihn liebte? — Ja, das hatte sie sich des öfteren selbst gefragt und gewöhnlich mit der Gegenfrage beantwortet: Warum soll ich ihn denn nicht liebhaben?

Nun geschah es, daß ihr bei einem Besuch in Hamburg noch ein anderer Liebhaber in die Quere kam, ein weitauffiger Verwandter, das war der Herr Tim Ewerle, Großhandel. Großhandel, das sagt alles. Übersee, bis an die entferntesten Küsten, sogar in Jemen kannte man seinen Namen, wenn man ihn auch falsch aussprach, in Abessinien holte er sich Elfenbein und Straußenfedern, zum Ärger der Engländer, und über das Hochland von Redsch gingen seine großen Kamelfarawanen, von größeren Staatsgebilden ganz zu schweigen. Dieser Mann, ein Riesenmensch mit kahlem Kopf und geistlichem Gesicht, bei aller Körperwucht von biegsamer Beweglichkeit, ein geschmackvoller Genießer und rücksichtsloser Kaufherr, hatte sich in das blonde Mädchen verliebt und bestand darauf, sie heiraten zu wollen. Seine Freunde lachten darüber, aber er verbat sich das und erklärte ihnen, in seiner Familie hätten immer die großen Männer sich kleine Frauen gewählt, und gerade zufolge dieser äußeren Gegenjählichkeit hätte die Rasse sich so gut gehalten. Darüber ließ sich natürlich streiten, Hede jedenfalls wollte an diesem Nutzen einer Rasseverbesserung nicht teilnehmen, sie fürchtete sich vor dem Zyklopen, dessen Händedruck ihr schon weh tat — und außerdem hatte Arthur Rinnich ihr Wort.

Sie trachtete danach, Arthur seine Schüchternheit abzugewöhnen, nun ja, für ein Verlobtsein mit fischigem Anstrich hatte sie auch nichts übrig, für süße Zudrigkeit und schmelzende Flüstertöne. Aber zuweilen machte es ihr den Eindrud, als habe er kein Blut in den Adern, sondern blasser Limonade. Schon der Student hatte sie anders geküßt, und der Reichswehrleutnant sie einmal auf halbdunklem Korridor umarmt, daß ihr Herz einen Trommelwirbel schlug. Mein Gott, man wollte doch wissen, wie die Liebe tut. . . .

(Fortf. folgt.)

Kleine Kneipe am Kai.

Von Walter Perlich.

Die Straße ist zum Hafen hin offen — bis auf einige Lagerschuppen, die sich breit und schwer vor die Aussicht stellen und nach Bananen, Kaffee, Rosinen, Schmieröl und getrocknetem Fisch riechen. Immer liegt das rhythmische Tacken der Motorboote, auf dem Wasser, das hier mit blaugrauen Fettsäuren und mancherlei Abfällen geziert vorüber-spült. Die Elbe, Hamburgs schönes Kind, ist ein nützliches Geschöpf in dieser Weltaide, ob es nun regnet, oder ob der Sonnenglast sich durch die dicke Industrieluft der St. Paulianischen Rante bohrt und vom trägen Wasser gelblichern reflektiert wird.

In der Häuserreihe der Straße stehen die Tauhandlungen, die Postkartenläden mit ihren humorvoll sein sollenden verben Serien. Das Kuriositätengeschäft, in dem man getrocknete Menschenköpfe aus Zentralamerika und Speere aus Australien wie japanischen Groschensittich kaufen kann. Dort zwängt sich auch die kleine Kneipe zwischen all das andere.

Kommen Binnenländer, suchen sie mit erstaunten Augen die Romantik der Seefahrtsromane. Sie finden breitbeinig einhergehende Arbeitsuchende, Mützen schief in den Nacken geschoben und händelsüchtig, wenn man ihnen „dumm kommt“, sie finden eilige Kontorboten, Kollwagen vor den Schuppen und in der Kneipe am Kai wenig Menschen, die eine harte und dennoch runde Sprache lauten, Tabak rauchen, Köhm und Beer in sehr bescheidenen Quantitäten trinken und manchmal Karten spielen. Der berühmte „olle Kapitän mit dem Seemannsgarn“ und tausend lügenhaften Geschichten ist einfach nicht aufzutreiben, hingegen kann man ein „Rundstück warm“ mit allen hamburgischen Zinessen zubereitet, für ein paar Groschen erhalten.

Sauber blitzen die Tische — im Rix Carlton kann nicht besser Ordnung gehalten werden. Gewiß, die Farbe ist an Tür und Gesimsen schon heruntergeschrammt, und in diesem Jahre wollte man eigentlich alles mal machen lassen, doch die Zeiten! Ist ja auch nicht mehr das, wie früher, im Hafen! Der Wirt trägt keinen Kragen, seine Hofenträger über dem weißen Hemd haben mit ihm bessere Tage gesehen, und was man nicht merkt, kann man von ihm bestimmt nicht erfahren. Wer trinkt hier sein Bier? Wer bestellt ein Rundstück warm? Es ist eine internationale Gegend, sollte man meinen, so direkt an der Elbe und drüben hämmern, wenn wirklich eine Reparatur auf den Helgen oder im Dock liegt, die Werkstätten. Die Pinassen, für Stunden zu mieten, bringen den und jenen, der es eilig hat, ans andere Ufer, nach Steinwärder, zum Köhlbrand-Hafen, nach Finkenwärder und die Fährdampfer legen behäbig an und lassen Arbeitertruppen aus den Zintwerten und Gummi-fabriken und Maschinenhallen von Harburg und Wilhelms-burg aussteigen.

Im Schlepptau einer Wassermühle, so klein ist der nase-weiße Dampfer mit der Mammutkraftmaschine im Innern, gleitet lautlos und wie erstorben einer der großen Fracht-kästen die Elbe rauf und runter, je nachdem. Qualm gibt es genug; die hier unten dauernd in Betrieb sind, müssen eine ganz eigenartige Abhärtung durchmachen — und doch ist das Ganze ein Bild zum Aufhängen in der guten Stube: die Welt der Arbeit. Symbol der Bewegung der Menschen und Dinge und der Verwurzelung auch, denn die eine Stadt, die immer hier stehen bleibt, das sind vier große Städte: Hamburg, Altona, Harburg und Wilhelmsburg. Alle voll Dunst, Nebel, Regen, Sonne, tausend Gerüchen, alle geliebt vom ersten Tag an, da man sie kennt.

An der Theke steht nur ein Mann im Olmantel. Er hat sein Boot unten am Kai vertäut, es ist eine Ruhsschale mit einem schräg in die Luft stehenden Baum, der ein schwebendes Netz trägt — also muß der Mann ein Elbfischer sein. Ob sein Geschäft gut ist oder schwer, er sagt es nicht, er trinkt ein kleines Bier und einen Aquavit, zahlt umständlich, nickt und geht. Ein Kollkutscher kommt von drüben, wo sein Wagen vorm Schuppen vollgeladen wird, sagt aus seiner biden Lederschürze heraus „Tag — n' Grog“, rührt ge-nießerisch im heißen Rum, zieht an seiner schwarzen Zigarre und spricht auch nicht. Zwei Männer in Arbeits-titteln trampeln herein, bestellen Bier und sitzen dann in der Ede, um über die Vermittlungsstelle der Hafenarbeiter zu sprechen. Sie haben für morgen die Karte bekommen und werden ein paar Mark verdienen — ein kleines Glas Bier, nicht mehr, dann gehen sie.

Es kommen die Bartassenführer, die Anbinder der kleinen Finkenwärderdampfer, der Clerk, der in der Pinasse an die Schiffe fährt und in der Kapitänskabine über die Verproviantierung verhandelt, und wenn auch der Rahmen alle umpannt, jeder lebt in seiner besonderen Welt und hat wenig darüber zu sagen. Wozu auch? Sie sind doch

Das Verbrechen der Grete Hartenstein.

Skizze von Georg Wagners.

Das war vielleicht bei allen Menschen das gleiche: Wenn sie Grete Hartenstein auf der Straße sahen, so dachten sie, daß es doch schade sei um dieses blonde hübsche Mädchen: „Es sieht aus, als könnte es mit seinem guten Gesicht, seinem stillen Wesen einen Mann wohl glücklich machen, wäre nicht dieser entstellte Körper, dieser unbeholfene Gang.“ Und dann sah wohl der eine oder andere dem Mädchen nach, und Grete Hartenstein braunte die halb mitleidigen, halb neugierigen Blicke im Rücken.

Warum mußten die Menschen sie so quälen? War sie nicht unglücklich genug geworden an jenem Tag, da ein rasender Wagen sie zur Seite schleuderte, da der Arzt im Krankenhaus ihr sagte, daß sie für immer entstellt bleiben würde und auf Mutterglück verzichten müßte? War es nötig, daß der Blick von manchem Mann ihr unverhohlen sagte: Ich möchte wohl Freundschaft mit Dir schließen, wärst Du nicht ein Krüppel!

Doch alles das war ja noch nicht das Schlimmste. Die Natur selbst brachte die größte Qual. Die Natur, die plötzlich mütterliche Instinkte in ihr weckte, die hundertmal am Tag den unbändigen Wunsch in ihr keimen ließ: Ach, hätte ich doch ein Wesen, das ich lieben und hegen könnte, hätte ich doch ein Kind, das mir gehörte, mir ganz allein!

Wie viele Menschen empfanden ein Kind als Ballast. Aber Grete Hartenstein wäre überglücklich gewesen, hätte ihr nur eines dieser vernachlässigten Wesen gehört, von denen ich die Eltern aus alter Gewohnheit oder eines leichten Funken Liebe wegen doch nicht trennen wollten. Da war drüben im Nachbarhaus die Kleine mit dem traurigen Gesicht, die unermüdet zur Welt gekommen und trotz ihrer vier Jahre schon fähigte, wie überflüssig sie in den Augen ihrer Mutter erschien. Grete Hartenstein wußte, wie sehr das Mädchen sich nach ein wenig Sonne und Liebe sehn-te, und ihr Herz war ja voll davon, wollte ja nichts anderes als Liebe geben. Warum konnte das Kind nicht ihr gehören?

Der Gedanke wurde zur fixen Idee, die das junge Mädchen Tag und Nacht verfolgte. Und schließlich wußte sie, daß dieses Kind um jeden Preis ihr gehören mußte. So faßte sie eines Tages ein Herz und ging zu der Mutter. Die Frau sah sie verständnislos an: „Das Kind wollen Sie haben? Sie sind wohl verrückt geworden!“ Schließlich erkannte sie die Möglichkeit eines guten Geschäftes, und sie nannte eine hohe Summe, um doretwollen sie vielleicht bereit sein würde, die Kleine „von ihrem liebenden Mutterherzen fortzuziehen zu lassen“.

Doch dann wurde die Frau grob und ausfallend, als Grete Hartenstein ihr erklärte, einen derartig hohen Betrag nicht zu besitzen: „Aber ich verdiene ja im Büro und könnte Ihnen monatlich ...“ Sie kam nicht dazu, den Satz zu beenden, denn der Frau erschien das Geschäft auf dieser Grundlage nicht vereinbar mit ihrer Mutterliebe.

Eine schlaflose Nacht war für das junge Mädchen die Folge dieser ergebnislosen Unterhaltung. Und in diesen quälenden Stunden reifte in Grete Hartenstein ein verzweifelter Entschluß.

Deshalb sah sie jetzt im Zug und fuhr nach Norden. Und ihr gegenüber blickte das kleine Mädchen zum Fenster hinaus auf das ungewohnte Schauspiel der vorüberfliegenden Felder und Häuser und hatte alle anfängliche Angst wegen der Schläge verloren, die es zuhause erwartete. Denn die Kleine glaubte, was ihre große Freundin ihr sagte: „Wir kommen nie wieder zu-rück. Wir wollen dorthin fahren, wo niemand mit uns zankt, wo wir beide immer zusammen bleiben können.“

Wo das sein sollte, wußte Grete Hartenstein freilich selbst noch nicht. Ihre Gedanken gingen im Augenblick auch nicht weiter als bis zur Grenze, hinter der ihr die Rettung ihres Glucks zu winken schien.

Doch nun baute sich ein unvorhergesehenes Hindernis vor ihr auf. Sie hatte sich eben eine Zeitung gekauft, weil sie wissen wollte, ob man in den 24 Stunden, die seit ihrer Flucht verstrichen waren, ihre Spur verfolgt hatte. Und nun las sie, daß die Kindes-rauberin Grete Hartenstein von allen Polizeibehörden gesucht wurde und daß man vor allem auf den Grenzbahnhöfen nach ihr sahndete. Sollte dies das Ende sein, daß man sie verhaftete und wie eine Verbrecherin zurückbrachte, ihr das Kind wieder nahm?

Nein, dazu durfte es nicht kommen! Lieber wollte sie ...

Vielleicht hatte Grete Hartenstein mit sich selbst laut ge-sprochen. Sie sah erschrocken auf, denn sie fühlte, daß jemand sie scharf beobachtete. In der Ede, ihr schräg gegenüber, sah ein Mann. Ihre Blicke trafen sich.

Sie hingen sekundenlang ineinander. Grete Hartenstein atmete schwer, und unwillkürlich griff sie nach der Hand des kleinen Mädchens, ihres Kindes.

„Aber ich bin nicht von der Polizei, bin nicht dazu da, um Sie festzunehmen. Nein, ich möchte Ihnen helfen. Anders freilich, als Sie es sich denken. Sie wollen über die Grenze. Sie ist für Sie gespart. Wenn Sie verhaftet werden, ist für Sie das Spiel verloren. Steigen Sie mit mir auf dem Bahnhof aus, und wir drei fahren zu Ihnen zurück. Sie melden sich bei der Polizei, und ich...“

„Nein, nein, dann nimmt man mir das Kind!“

Der Mann nahm Grete Gartensteins Hand: „Haben Sie keine Angst! Man wird Ihnen das Kind nicht nehmen. Denn ich bin alt und reich genug, um es zu adoptieren, und die Eltern werden gern das Geld einstreichen und dafür die Anzeige zurückziehen.“

Das junge Mädchen sah den Mann verständnislos an: „Sie wollen für das Kind zahlen, Sie wollen es loskaufen von seinen Eltern? Und dann?“

Der Mann lächelte leise, und es schien ihm ganz natürlich zu sein, daß er beruhigend über Grete Gartensteins Hände fuhr: „Ich sagte Ihnen schon, daß ich das Kind adoptieren will. Aber Sie sollen es behalten. Ich will, daß es Ihr Kind bleibt.“

Das versprochene Glück war zu groß, um es glauben zu können: „Mir soll es wirklich gehören? Warum nur? Haben Sie so Mitleid mit uns, mit einem Mädchen, das auf Abwege geriet, weil es ein Wesen lieb haben mußte?“

„Mitleid?“ Der Mann schüttelte den grauen Kopf. „Nein, aus Mitleid helfe ich Ihnen nicht. Im Gegenteil: aus tristem Egoismus. Ich habe eine große Enttäuschung erlebt. Ich heiratete eine Frau, um die jeder mich beneidete. Doch sie war nur eine Puppe ohne Herz. Wir trennten uns. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Ich fürchtete mich vor einer neuen Ehe und lehnte mich doch nach einem Menschen, der mich verstand, der nichts anderes in der Ehe sein wollte als ein guter Kamerad, nach einem Menschen mit einem Herzen voller Güte und Liebe. Ich weiß jetzt, daß ich diesen Menschen gefunden habe.“

Die beiden schwiegen lange.

Dann sagte das Mädchen plötzlich: „Aber ich bin doch ein Krüppel. Sie können mit mir keine Ehe einlegen.“

Der Zug ratterte gerade über die Weichen eines Bahnhofs. So verzichtete der Mann auf eine Entgegnung. Er sagte nur: „Kommen Sie, Grete, wir warten hier auf den Gegenzug, der uns drei nach Hause bringt: ins gemeinsame Heim!“

Mein schwarzgerändertes Taschentuch.

Von Robert Freyherr von Ompteda.

Mein schwarzgerändertes Taschentuch ist nicht für Rasennöte. Sondern für die Reise. Das heißt: für das Zurückbleiben.

Ich habe wohlhabende Freunde. Einige von ihnen sind, wahr gesprochen, reich. Was tun sie unter anderem? Sie reisen! Und zwar dahin, wo ich nicht hinkomme, ins Ausland.

Wenn die kritische Stunde naht, begleite ich sie auf den Bahnsteig. Wir drücken uns die Hand. Und der Zug rollt ab. Da ziehe ich mein schwarzgerändertes Taschentuch. Be-trübt nehme ich Abschied von London und Paris, von Kopenhagen und Athen, von Madrid und Kairo. Als Deutscher bin ich, wie es sich gehört, arm. Und wie es sich ebenfalls gehört mit Gemüt und Sentimentalität belastet.

Mein schwarzgerändertes Taschentuch winkt zugewandt. Es winkt „auf Wiedersehn“ und „vergeßt mich nicht“ und „bleibe im Lande.“ —

Heute nahm ich wieder Abschied. Von Italien. Sehr liebe Menschen reisten nach Sizilien. Mein schwarzgerändertes Taschentuch grüßte Venedig, Rom, Neapel. Es grüßte Taormina, die schönen Menschen und den Atina im feurigen Schneefraz.

Die Augen gingen mir über.

Da schien mir das schwarzgeränderte Taschentuch gänzlich pechfarben. Ich sah keinen weißen Fleck mehr, kein Licht. Meine Blicke tauchten in Nacht. —

Ich wollt' es wäre morgen. Und Deutschland wieder im Licht. Da tötete ich mein schwarzgerändertes Taschentuch. Geboren nicht für Rasennöte. Sondern für die Reise. Das heißt für das Zurückbleiben.

Deutschland, vorwärts! —

Neue Bücher

* „Adalbert Matkowski“ von Julius Bab. (Osterheld u. Co., Berlin W. 15.) Noch lebt in vielen Zeitgenossen das Gedächtnis Adalbert Matkowski's, dessen Schöpfungen ihnen als Höhepunkt deutscher Schauspielkunst unvergänglich sind. Oft ausgesprochene Pläne, dem großen Künstler ein Denkmal aus Stein und Erz zu setzen, sind nicht zur Ausführung gelangt. Vielleicht muß auch wichtiger, weiter und tiefer wirksam ein literarisches Denkmal erscheinen — ein Buch, das mit Wort und Bild lebendige Anschauung dieser mächtigen Kunst zu geben sucht. Die wenigen kleinen Schriften, die über Adalbert Matkowski existierten, sind längst vergriffen. So ist man jetzt — freudigst unterstützt durch die Intendanz der Berliner Staatstheater — darangegangen, das Werk zu schaffen, das als dauerndes Denkmal des großen Künstlers wirken wird. Julius Bab, der schon früher durch kleine Schriften sein besonderes Gefühl für Matkowski bezeugte, hat die Ausführung übernommen. Es ist ein vornehm ausgestattetes Buch von über 240 Seiten Text und etwa 48 Seiten Bildmaterial, das den Freunden und Verehrern des großen Toten die große Schauspielkunst Adalbert Matkowski's ins Gedächtnis ruft.

* Henry M. Stanley: „Mein Leben“. Volksgausgabe. Mit vielen Vollbildern. (Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) Diese Selbstbiographie übertrifft jeden Roman an Bildhaftigkeit und Spannung. Das wirkliche Leben erweist sich hier als atemberaubender und abenteuerlicher als die phantastischste Dichtung. In diesem Leben, mit Schnellzugsgeschwindigkeit „gelebt“ vom Waisenhausknaben bis zum größten Erforscher des dunklen Erdteils und Gründer des Kongostaates; welcher Wechsel des Schauplatzes vom waldigen Dorf bis ins Gewimmel der Weltstädte und wieder in das schweigende Grabgewölbe afrikanischen Urwalds; vom Schlachtfeld des amerikanischen Bürgerkrieges und vieler anderer Kämpfe in aller Welt bis ins englische Parlament und auf den stillen Landsitz bei London. Welche Fülle scharf gezeichneter Personen von allen Schattierungen amerikanischer und europäischer Kultur bis zum Araber und nackten Kannibalen! Der Verufenste aber, dieses einzigartige Lebensbild zu zeichnen, ist unzweifelhaft Stanley selbst, und er hat es hier ganz meisterhaft getan.

* Fred Andreas: „Das schöne Fräulein Schragg“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Eine Tochter des 18. Jahrhunderts ist „Das schöne Fräulein Schragg“. Ihr Vater ist geheimer Rat im Dienste Friedrichs des Großen; ihr Abenteuer, ihre Liebe zu einem aus der Strafkast entlassenen und vom König im ostpreussischen Moor angeführten Kolonisten, spielt auf einem Gut in Ostpreußen. Dieser historische Hintergrund mit seinen Anklängen an die Siedlungsprobleme der Gegenwart geben dem Roman sein eigenes Gesicht. Nicht von gestern und nicht von heute ist aber die stürmische und dabei im Grunde doch heitere Liebesgeschichte zwischen dem zarten, eigensinnigen und kühnen Mädchen Anne Marie und ihrem fischenden Freunde. Heimlichkeiten und Geständnisse, Zerrwürfnisse und Verzeihungen, Verzweiflung und Tapferkeit, eine über alle Hemmungen hinauswachsende Leidenschaft begleiten den Kampf um ihre Vereinigung.

* H. Richter: „Marga und die Automobile“, Roman. (Ernst Reils Nachf. — A. Scherl — G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Hans Richters besondere Fähigkeit ist es, die heutige Zeit und die heutige Jugend lebendig zu erfassen und interessant darzustellen. Nun wird ja die Welt nicht mit jeder Generation so neu, wie diese selbst zu glauben pflegt, und ob Marga Gravinghoff, die Heldin dieses neuen Romans, ein braves Haustöchterchen geblieben wäre, oder ob sie nun als Autoschlosserin im ölbeschmierten Arbeitsittel an kaputten Motoren bastelt und als Rennfahrerin waghalsige Kämpfe durchhält, zum Schluß will doch das Herz sein Recht. Aber es wäre trotzdem falsch, in diesem modernen Wesen nur Masterade zu sehen. Die besondere Lust unserer Zeit atmen wir bei Richter. Wir kommen in ein Verhältnis der Kameradschaft zu seinen Figuren, wie sie es untereinander haben.

* Ein neues „Richard-Tauber-Album“ ist soeben von der Notensammlung „Musik für alle“ (Ullstein-Verlag) herausgebracht worden, das eine ganze Reihe Tauberscher Glanzstücke enthält: „Aus Friederike“, „O Mädchen, mein Mädchen“ und „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ aus Paganini „Gern hab' ich die Frau'n geküßt“, das „Zauberlied“ von Meyer-Helmund, „Nieder von Schubert“, Schumann und Rubinstein.